

Ein Monumentalwerk über die mittelalterlichen Handschriften der Schweiz

Autor(en): **Muschg, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **3 (1935-1936)**

Heft 7

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759258>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

seine Augen in einem andern Glanz, und seine Haare, die seit Jahren grau waren, sollen einen kastanienbraunen Schimmer zurückgewonnen haben. Plötzlich erhob er sich, bat um seinen Schlafrock und verlangte, daß man ihn auf einen Liegestuhl setze. Und nun begannen die Erstickungsanfälle. Stundenlang fächelte ihm sein Sohn mit einer gefalteten Zeitung Kühlung zu. Seine Gattin, die neben ihm kniete, sagte beim Anblick dieses Kampfes, bei dem sie nicht helfen konnte, aus ihrem Schmerz heraus: «Ist es denn möglich, daß die Guten ebenso sehr leiden müssen wie die Bösen?» Der Sterbende, der diesen Ausruf gehört hatte, legte seine magere Hand auf die ihre. «Geduld», sagte er, «es wird bald zu Ende sein». Am 17. März 1864, drei Uhr morgens, starb er. Einige Tage vor seinem Tode hatte er sich selber eine Grabinschrift aufgesetzt; sie enthielt ein sehr persönliches Bekenntnis zu Gott.

Ein Monumentalwerk über die mittelalterlichen Handschriften der Schweiz

von Walter Muschg

Der Geist der Demokratie ist der Geist der Säkularisation. Die Schweiz ist als staatliches Gebilde die Frucht eines wiederholten leidenschaftlichen Bruches mit den Mächten der mittelalterlichen Vergangenheit. Schon ihre Gründung vollzog sich als eine Absage an die katholisch-feudale Weltordnung. Die Auflehnung gegen sie bestimmte noch in der Neuzeit das Schicksal unseres Landes. Der Sonderbundskrieg und die in der liberalen Kampfzeit durchgeführte zweite Aufhebung der Klöster sind moderne Episoden in der Reihe dieser Emanzipationsakte. Was unsere Geschichtsbücher, nicht nur die populären, an militärischen, wirtschaftlichen, kirchenhistorischen Erinnerungen an die mittelalterliche Kultur mitführen, dient zur Hauptsache der Verherrlichung unseres Abfalls von jener Welt. In unserem Bewußtsein steht kein Bamberger Reiter, keine Jeanne d'Arc, kein romantisches oder gotisches Münster als Sinnbild der nationalen Überlieferung. Es gilt uns nichts, daß in Basel noch heute der von Albertus

Magnus eingesegete Chor des Predigerklosters steht. Weder die St. Galler Nibelungenhandschrift noch die fast sagenhaften Bildercodices aus den Händen der irischen Mönche, unserer Bekehrer zum Christentum, werden zu unsern unverlierbaren Besitztümern gezählt. Sie alle liegen jenseits des Abgrunds, den unsere Ahnen einst so mächtig übersprangen, um frei zu werden. Man denke auch daran, wie vor hundert Jahren die goldene Altartafel von Basel ins Ausland verschachert wurde und wie man noch viel später die Schätze unserer Klöster verschleuderte, von denen jetzt manche die Zierden berühmter Museen sind.

Für jedes Volk gibt es Augenblicke, wo es sich erweist, welche höchsten Werte ihm vor Augen stehen. Je höher sie aufragen, desto unbedingter wird sein Wille sein, sich in seiner Existenz zu behaupten. Ein gesegnetes Volk braucht nicht erst in Kriegszeiten an sie erinnert zu werden — in der Not könnten ihm allzuleicht Abgötter vorgehalten werden —, sondern wandelt im Frieden die Wege, die durch das Wunderbare verklärt sind. Ist der Weg, den Bruder Klaus von Flüe, dieser Schutzgeist der Heimat in der geistlichen Kutte, allsonntäglich von seiner Einsiedelei zur Kirche von Sachseln zurücklegte, eine solche Strecke? Doch wohl nur für das Volk der Innerschweiz, das noch jetzt durch jenes sanft ansteigende Fruchtgelände über dem See wallfahrtet. Ist es das Rütli, der Mittelpunkt des schweizerischen Fremdenverkehrs? Oder die Halbinsel im Silsersee, auf der Nietzsche zum erstenmal den Schatten Zarathustras erblickte? Es mangelt uns wahrlich nicht an denkwürdigen Stätten, aber wir zögern, sie als Heiligtümer zu bezeichnen. Es gibt nur eine Region, die diesen Namen verdient und der unser ganzes Volk in einem stillen Kult ergeben ist: das Hochgebirge. Alles, was Berg heißt, ist uns unergründlich zu eigen und spricht uns unbeschreiblich an, so sehr, daß wir seine Glorifizierung in der Kunst fast gänzlich unterlassen haben. Das Größte über unsere Gipfel hat Goethe, der Tieflandmensch, ausgesprochen. Unser Schweigen darüber ist eine auffällige Lücke in der Literaturgeschichte, aber ein Beweis für unsere unzerreißliche Verbundenheit mit jener Zone. Wenn irgendwo, flattert an den Klubhütten, vor den Schneewänden die Schweizerfahne als ein unmittelbar erschütterndes Symbol. Aber wir können dort oben nicht mit ihr leben, nur von ihr ergriffen sein. Die Natur, als deren Kinder und Gläubige wir uns fühlen, ist das Unmenschliche, das eisig Ewige. Unser Schweigen vor ihr ist mit aller Schönheit der Andacht, aber auch mit aller Gefahr der Wortlosigkeit

beladen. Es kann mißverstanden werden, noch mehr: wir können es selber mißverstehen. Denn es bezieht sich auf etwas Unendliches, Inkommensurables. Es verleiht die Schwere von Fels und Erde, die Stille der Weltabgeschiedenheit. Es ist noch keine Sprache von Mensch zu Mensch, kein weltläufiges Idiom, kein kultureller Wert. Es kann ebenso gut verarmend wie schöpferisch wirken. Es war schöpferisch in den Gründern der Eidgenossenschaft, schöpferisch auch in den Reformatoren, die um jener reinen Höhe willen viele Traditionen und Einrichtungen der Kultur zerschlugen. Die echtsten Leistungen des Schweizertums sind aus dieser stummen Erfülltheit vom Ewigen in der Natur entsprungen, die oft wie schulmeisterliche Nüchternheit aussieht. Man halte Keller neben Stifter, Pestalozzi neben Schiller, Zwingli neben Luther. Sie haben weniger Feierlichkeit, nichts Sakrales. Das Dithyrambische scheint ihnen fremd. Sie schaffen aus einer genialen Verbundenheit mit dem Volkstum, mit der Natur, aber sie sind häufig ohne sichtbare Verbindung mit der Meerestiefe der europäischen Kultur. Um wieviel stärker tritt dies in schlichteren Figuren hervor, die — wie etwa der Arme Mann im Toggenburg — von keiner kulturellen Überlieferung, nur von ihrer eigenen rohen Substanz wie von einem Wildgewächs zehren. Dies ist ein ungeschriebenes Kapitel unserer Geistesgeschichte. Es dreht sich um den Begriff der Tradition und um die Frage, inwiefern ohne sie überhaupt Kultur möglich sei. In dieses Kapitel fällt auch die Behandlung der aus dem Mittelalter ererbten Güter. Sie hängt erst in zweiter Linie von konfessionellen Einstellungen ab. In erster Linie ist sie ein Ausdruck der übermächtigen oder stockenden Getragenheit durch die Kultur, die als Grundton allen geschichtlichen Wechsel durchzieht.

Das Bild wird indes erst vollständig, wenn man erkennt, daß sich im schweizerischen Lebenshaushalt nicht nur die Loslösungsprozesse, sondern auch die Rückwendungen zum Mittelalter durchzusetzen wissen. Die Eidgenossenschaft ist andererseits auf jenes Kräftespiel zwischen städtischer und bäurischer Kultur, zwischen Fortschritt und Beharren abgestellt, das seit Jahrhunderten in dramatischem Spiel abrollt. Hier waltet eine eigentümliche Dialektik, und erst ihr Rhythmus verrät das Gesetz unseres geschichtlichen Daseins. Es gibt Zeugnisse genug dafür, daß die schweizerische Geistigkeit, auch die protestantisch-liberale, vom Mittelalter berührt ist, freilich auf eine so spontane, gewagte, unkonventionelle Art, daß sie der Einordnung in modische Strömungen widerstrebt. Diese gegenläufige Regung muß jede

Geschichte der Schweiz als eine der merkwürdigsten und fruchtbarsten in unserem Geistesleben darstellen, wenn sie wahr sein will. Noch Johannes von Müller verfügte über ein wahrhaft profundes Wissen um jenen versunkenen Lebensgrund. Doch ich ziehe ein anderes Beispiel vor, das unmittelbar zum Zweck dieser Zeilen überleitet: die Gestalt Johann Jakob Bodmers, dieser Inkarnation helvetisch-republikanischer Nüchternheit, der in Zürich, der Stadt Zwinglis und der Bilderstürmer, zum Wiedererwecker der mittelalterlichen Dichtung heranreifte. Man muß es nachlesen, wie er der Manessischen Liederhandschrift, später dem ersten Hohenemser Nibelungencodex (der jetzigen Handschrift C) gleich wie ein Liebender der Braut entgegenzitterte, um die Vieltönigkeit des Ereignisses zu fühlen. Es waren vielleicht die glücklichsten Tage des langen Patriarchenlebens. Sie brachten Bodmer eine «Wollust, wie die des Entdeckers des vierten Weltteils mag gewesen sein». Vom Manessischen Codex berichtet er: «Wir vernahmen zu unserer größten Verwunderung, daß unser Zürich der Geburtsort dieses Werkes ist, daß es Zürcher gewesen sind, die auf das Vorhaben gefallen, die schwäbischen Poeten zu sammeln, die dieses mit vielfältiger Bemühung und großen Kosten ausgeführt und die unsere Vaterstadt dadurch schon zu ihren Zeiten zu einer Wohnung der Musen, und ihr Haus zu einem Parnasse gemacht haben.» Er hielt in der herrlichen Handschrift die Rechtfertigung seiner ganzen geistigen Existenz, aller seiner Kämpfe in Händen. Sie redete zum Innersten in ihm, sie bewies ihm alles, wovon er nur zu stammeln vermochte, und dieses Wunders war er ganz und gar als Schweizer teilhaftig geworden. Er ermaß nicht die universelle Tragweite des Fundes, aber er verlor sich in eine entrückte Zwiesprache mit ihm. Vom Nibelungencodex meinte er: «Man siehet keinen Anschein, daß er jemals werde ganz abgedruckt werden.»

Das Staunen dieses Zürchers über die gotischen Mysterien seiner Vaterstadt möge dem Hinweis auf eine wissenschaftliche Publikation von ungewöhnlicher Bedeutung als Folie dienen. Es kann auch die Gedanken rechtfertigen, mit denen er eingeleitet wurde. Vor mir liegt die erste Lieferung der «*Scriptoria medii aevi helvetica, Denkmäler schweizerischer Schreibkunst des Mittelalters*», die Albert Bruckner (Basel) herausgibt.¹ Dieses Werk greift tief in jenes ungeschriebene

¹ Erschienen im Verlag Roto-Sadag A.G., Genf 1935. Das Werk soll zehn Lieferungen zu 80 Seiten Text und 50 Seiten Tafeln in Platintiefdruck (Preis je Fr. 75.-) umfassen. Die erste, von A. Bruckner bearbeitete Lieferung behandelt die Schreibschulen der Diözese Chur.

Kapitel unserer Geistesgeschichte ein, und seine Tragweite läßt sich nur dadurch sichtbar machen, daß der Horizont, vor dem es sich aufbaut, ins Licht gerückt wird, um so mehr, als seine wissenschaftlichen Resultate hier nicht besprochen werden können. Man geht kaum fehl, wenn man vermutet, daß auch hinter diesem prachtvoll gedruckten Folianten und hinter dem strengen Gelehrtenfleiß, von dem er zeugt, ein klares Gefühl für die kulturelle Bedeutung eines schweizerischen Handschriftenwerkes steht. Dieses Unternehmen ist so riesengroß, daß bloße Akribie es nicht bewältigen kann und daß man trotz des unleugbar glänzenden Anfangs daran zweifeln möchte, daß Einer es vollenden könne. Sicher ist aber, daß es, wenn es einmal abgeschlossen vorliegt, eine Leistung ersten Ranges heißen darf, deren Wert über den unmittelbaren wissenschaftlichen Zweck hinausgreift. Es gilt einem Kulturgut, das in unserem Land in einzigartigem Reichtum erhalten, aber bisher auch in besonderem Maß übersehen worden ist. Die Schweiz birgt mittelalterliche Handschriftenschätze, mit denen sie sich neben den Sammlungen von London, Paris, Rom, Wien sehen lassen kann. Bei weitem nicht alle sind durch Kataloge der Forschung erschlossen. Von den gedruckten Verzeichnissen sind viele veraltet oder unvollständig. Der Katalog der Zürcher Handschriften beispielsweise ist erst heute im Erscheinen begriffen, der Basler nur zum Teil veröffentlicht. Das Werk Bruckners wird unter anderm den beschreibenden Gesamtkatalog der schweizerischen und oberelsässischen Bestände enthalten, der für sich allein schon ein Lebenswerk darstellt. Gleich die erste Lieferung bietet den ersten gedruckten Katalog für Graubünden. Bruckner beabsichtigt aber mehr: eine Geschichte der mittelalterlichen Schreibschulen auf Schweizerboden und die Zuweisung des vorhandenen Materials an diese Zentren einstiger Buchkunst. Dazu existieren bisher nur seltene Ansätze, wie etwa Robert Durrers Untersuchung über die Engelberger Buchmalerei. Die Gesamtdarstellung dieser Skriptorien ergäbe eine Geschichte der Schreibkunst in der Schweiz, mit der unser Land innerhalb kurzer Zeit an die vorderste Front der paläographischen Forschung träte.

Der Verfasser dieses monumentalen Werkes hat sich in einer Reihe von Spezialarbeiten das Rüstzeug für seine Aufgabe geschaffen. Sein Können wirkt in der vorliegenden Arbeit virtuos, weil es an eine ganz trümmerhafte Stoffmasse gewendet wird. Die Bündner Büchereien sind durch Feuersbrünste, Reformations- und Gegenreformationsstürme, durch die Verwüstungen in den Revolutionsjahren noch schwerer als

andere verheert worden. Die meisten erhaltenen Reste stammen erst aus dem späteren fünfzehnten und dem sechzehnten Jahrhundert und sind weitherum zerstreut. Bruckner ordnet das Überlieferte aus einer umfassenden Kenntnis aller Archive, gleichsam aus der Vogelschau, und fördert schon hier eine Menge unbekannter Denkmäler ans Licht. Er erschwert sich sein Vorhaben noch dadurch, daß er nicht nur die liturgischen und literarischen, sondern auch die archivalischen Codices (Urbare, Jahrzeitbücher, Zinsrödel usw.) berücksichtigt. In diesen Rahmen wird eine Geschichte aller nachweisbaren geistlichen Bibliotheken des Churer Bistums eingebaut. Neu ist ferner eine ausgiebige Heranziehung der photographischen Reproduktion. Es werden Ausschnitte aus allen wichtigeren Handschriften wiedergegeben, meist in Originalgröße, die ein genaues Studium der Zusammenhänge ermöglichen. Nur der Wunsch nach farbigen Wiedergaben bleibt leider unerfüllt. Der Fachmann wird eher die heute übliche Wiedergabe der Textanfänge und -schlüsse im Handschriftenverzeichnis vermissen. Die Abbildungen erstrecken sich auch auf die Buchillustration, auf Herkunftseinträge und Einbände. Eine so vielseitige Darstellung kommt allen denkbaren Sonderinteressen entgegen.

Bruckner leistet eine Arbeit für Generationen. Wir erhoffen für sie einen glücklichen Stern. Wer von ihrem Umfang einen Begriff hat, wird ihren Fortgang mit Dankbarkeit und gleichzeitig mit ungläubigem Staunen verfolgen. Den Laien aber, der sie zu Gesicht bekommt, mag das Gefühl beschleichen, als stehe er hier zum erstenmal den unterirdisch verwahrten Reserven gegenüber, die dem Gang der Geistesgeschichte, dem Hin und Her der täglichen wissenschaftlichen Diskussionen als Golddeckung dienen. Er hat von ihrem Vorhandensein bisher kaum etwas geahnt. Bald wird er vielleicht finden, daß der Codex aureus in St. Gallen oder die Bände der Frowin-Schule in Engelberg einer Wallfahrt nicht unwürdig wären, und sein Gefühl wird ihn nicht betrogen haben. Alle diese Werke sind in einer Welt entstanden, die älter ist als die eidgenössische Welt. In ihnen steht uns die Frage nach der Tiefe und Dauer unserer Kultur, und nicht nur der unsern, vor Augen, die sich vielleicht eines Tages aus einem akademischen Problem in eine brennende Lebensfrage verwandeln wird. Wenn es wahr ist, daß die Fortexistenz dieser Kultur an den Wurzeln bedroht wird, dann ist es auch sicher, daß sie nicht auf der Linie verteidigt werden kann, die in den Auseinandersetzungen des neunzehnten Jahrhunderts Freunde und Feinde trennte. Wer sie retten will, wird ohne Zweifel

gezwungen sein, sich auf ältere Stellungen zu stützen. Dies gilt auch für den Fall — der manchem Optimisten glaubwürdiger vorkommen mag —, daß die Schweiz sich jetzt auf ihre tiefsten, verborgensten Kraftquellen besinnen muß, wenn sie in der Zukunft mit Ehren bestehen will. Lassen wir aber diese gefährlichen Perspektiven beiseite, so bleibt für die friedliche Wissenschaft an einem solchen Werk noch Bedeutung genug. Es ist berufen, der Erforschung des Mittelalters in der Schweiz einen unschätzbaren Dienst zu erweisen.

Zwei Schweizerbücher

von Walther Meier

I.

Die Biedermeierzeit erhielt ihren Namen in dem Augenblick, als sie vorbei war. Sie wurde getauft, als sie starb. Im gleichen Jahre, da der Dampferverkehr zwischen New York und Hamburg aufgenommen wurde, tauchte auch der Name Biedermeier auf. Zwar nicht in den Welt-, sondern nur in den «Fliegenden Blättern». Die verbreiteten die Gedichte eines armen schwäbischen Dorfschulmeisters unter dem Titel: «Biedermeiers Liederlust». Die Gedichte hielten sich getreulich an die Lebensweisheit von Voltaires *Candide*, die bekanntlich lautet: «Cultivons notre jardin!» Biedermeiers Garten nun war ein Gemüsegarten. Er pflegte darin nicht nur Kraut und Rüben, sondern auch darüber zu dichten. Berühmt war sein Kartoffellied. Es ging über das Bohnenlied, wie alle fanden, die es hörten. Vorerst wurde Biedermeier gründlich verkannt. Man hielt ihn für einen hausbackenen, gutmütigen Philister. Schließlich aber kam seine epochale Bedeutung zum Durchbruch. Seine «Liederlust» wurde zwar in keiner Literaturgeschichte erwähnt, dafür redeten alle Kunstgeschichten von seinem hinterlassenen Hausrat. Wo ein Kanapee von ferne dem seinen glich, hieß es ein Biedermeierkanapee. Und vom Kanapee aus sprang der Name auf die ganze Aussteuer einer Epoche über. Für Goethe war Name Schall und Rauch, so muß er nun neben dem seinen den Biedermeiers dulden, wenn auch nur im Reiche der Chronologie. Wohl oder übel muß der Kandidat im Examen auf die Frage: «Können Sie uns sagen, wie wir die Epoche nach der Goethezeit, etwa vom Tode Napoleons bis zu der Revolution von 1848, bezeichnen?» zur Antwort geben: «Die Biedermeierzeit!»